

(Nachdruck verboten.)

25] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Die beiden Brüder liebten sich nicht nur, sie hingen aneinander mit geheimnisvollen Banden, in einer seelischen Verknüpfung, einer engen Verflechtung der Zwillingsnaturen beider ineinander, und zwar dies, obwohl sie an Alter sehr verschieden, an Charakter einander diametral entgegengesetzt waren. Ihre ersten instinktiven Regungen waren stets bis zur Identität die nämlichen. Sie empfanden Sympathien und Antipathien, der eine zu derselben Zeit wie der andere, und verliehen sie einen Ort, an dem sie sich gemeinsam befanden, so war der Eindruck, den sie von den dort gesehenen Personen empfingen, bei beiden durchaus gleich. Die Gedanken sogar, diese Schöpfungen des Gehirns, deren Entstehung so ganz Sache der Individualität ist und die uns so oft staunen lassen bei der Frage, woher sie kommen; die Gedanken, die so selten gleichzeitig und so selten gleichlaufend in den inneren Regungen selbst zwischen Mann und Frau sind; auch die Gedanken hatten in beiden Brüdern fast stets die gemeinsame Richtung, so daß es sehr oft geschah, daß nach einem kurzen Stillschweigen sich beide plötzlich zueinander wendeten, um sich das gleiche zu sagen, ohne eine Erklärung dafür finden zu können, wach sonderbarer Zufall dieselben Worte in beider Mund gelegt, als seien beide Aussprüche nur ein einziger in nur einem Munde. So innerlich aneinander geheset, war es den beiden *Descapés* ein Bedürfnis, auch ihre Tage, ihre Nächte miteinander zuzubringen, fiel es ihnen schwer, sich voneinander zu trennen, hatte jeder von ihnen, wenn der andere abwesend war, das eigentümliche Gefühl, wie soll man es ausdrücken: das Gefühl gewissermaßen eines fehlenden Stückes seiner selbst, eines plötzlich eingetretenen Unvollständigseins. Wenn der eine von ihnen auf ein paar Stunden fortgegangen war, schien er die Fähigkeit des Zurückgebliebenen zur Konzentration mit sich genommen zu haben, den der Zurückgebliebene vermochte während der Zeit der Abwesenheit des anderen nichts weiter vorzunehmen, als seine Rückkehr erwartend, zu rauchen. Und wenn die für die Rückkehr festgesetzte Zeit ohne sein Kommen verstrich, erfüllte sich der Kopf des Wartenden mit Vorstellungen von Unglücksfällen, allerlei Katastrophen, Uebersahren durch Wagen, Erschlagung von Passanten durch herabgestürzte Balken oder Steine, töricht düsteren Besüchtungen, die ihn immer wieder und wieder forschend aus seinem Zimmer an die Eingangstür der Wohnung laufen machten. Sie trennten sich denn auch nur gezwungen, und keiner von beiden akzeptierte je ein Vergnügen, an welchem der andere nicht teilnehmen konnte; es gab all die Jahre ihres Zusammenlebens hindurch nicht einen einzigen Fall, in welchem sie vierundzwanzig Stunden fern voneinander zugebracht hatten.

Ueberdies wurde, wie bemerkt werden muß, die enge Zusammengehörigkeit der beiden Brüder auch noch durch ein mächtiges anderes Agens befördert. Die Arbeit beider war so sehr und so eng miteinander verbunden, die Leistungen des einen so in die des anderen verflochten und jede ihrer Produktionen schien so wenig einem einzelnen von beiden anzugehören, daß der Beifall des Publikums sich stets an beide gemeinschaftlich wandte, man nie auf den Gedanken kam, im Lob oder im Tadel beider Personen voneinander zu trennen. So kam es, daß hier zwei Wesen als ein in der Geschichte menschlicher Freundschaften fast einzig dastehender Fall nur eine gemeinsame Eigenliebe besaßen, nur eine gemeinsame Eitelkeit, einen gemeinsamen Stolz, den man, mochte man ihn verwunden oder ihm schmeicheln, bei beiden stets gleichweis traf.

Allmählich sahen die Bewohner der Rue des Acacias ihren Gaustüren stehend mit freundlichen Gefühlen das Brüderpaar vorübergehen und wieder zurückkommen, Seite an Seite, der Jüngere morgens ein wenig zurück, abends, zur Zeit des Diners, ein wenig voran.

Die beiden Brüder, stets gleich gekleidet, trugen ganz kleine, aufs sorgfältigste gebürstete Hüte, lange, in zwei Zipfeln herabfallende Strawatten mit einer goldenen Nadel in Gestalt eines Hufeisens darin; kurze Jacketts in der Form der großen Stallknechtwesten; nubbraune Weinkleider, auf denen sich in der Mitte des Weines in schiefgemäßer Weise das Arie markierte, und Stiefel mit nagelbeschlagenen Doppelsohlen. Ihre äußere Erscheinung war etwa diejenige eleganter Stallbeamten eines Rothschild, mit einer Nuance von jener geschmeidig geraden Haltung, dem Anglizierten, Ernsten, ruhig Kalten in ihrem ganzen Wesen, das allen Clowns in Zivil eigen ist.

Zuweilen indes geschah es, daß der lustige, junge Schalk, der in Nello steckte, sich durch alle äußerliche Gravität einmal Bahn brach und dem tadellosen Gentleman irgend ein neckischer Streich entschlüpfte, der dann immer noch ganz in den ruhigen, kaltblütigen Ernst des Engländers gehüllt war, als sei sein drolliger Verüher wirklich ein Spröß dieser sichblütigen Nationalität. So fuhren die Brüder zufällig einmal abends nach der Vorstellung bei der Rückkehr vom Zirkus mit dem Omnibus nach Hause. Man kennt diese Omnibusse von abends 11 Uhr, und zumal einen Omnibus, der um diese Zeit nach einem Ort im äußeren Weichbilde der Stadt geht: harmlose, beschränkte, kleine Leute, die müde vom Tagewerk sind und in dem wirren Wechsel von Dunkelheit und momentanen Lichtstreifen der vorübergleitenden Gaslaternen nidend dahinschlummern, Leute von schlaftrigen, stumpfen Wahrnehmungen und zuweilen schwerfälliger Verdauung, welche das Schüttern des Wagens beim Absteigen eines Passagiers aus ihrem Hindämmern blöde aufblicken läßt, ohne daß sie ganz wach sind, noch ganz schlafen. Diese guten Leuten also hatten die unbestimmte Empfindung auf ihrer Fahrt zwei elegant gekleidete Herren von nobler Erscheinung, die ihre sechs Sou mit vornehmer Nachlässigkeit gezahlt, in ihrer Mitte gehabt zu haben, als sie plötzlich an der Ecke der Rue des Acacias, in dem halben Wachwerden, welches das plötzliche Anhalten des Omnibus hervorrief, sahen . . . nun, bei dem, was sie sahen, wurden die zwölf Gesichter der Zurückbleibenden, deren Anlit gerade durch den Schein von ein paar Laternen bleich erleuchtet wurde, plötzlich lang von einer gemeinsamen Verlängerung durch einen gemeinsamen Schreck, und als ob alle zwölf Gesichter nur eines wären, wendeten sie sich sämtlich der Rue des Acacias zu, in welche sie eben in unerschütterlicher Ruhe eine nur von der Rehrseite gesehene Gestalt verschwand.

Nello, auf das Trittbrett des Omnibus hinausgetreten, hatte von dort aus einen Saut périlleux auf die Straße hinaus gemacht, und entfernte sich jetzt, nachdem er in dieser ein wenig ungewöhnlichen Weise ausgestiegen, sehr ruhig und sehr gerade gehend auf seinen natürlichen zwei Weinen, seine Reisegefährten in einer Verblüfftheit zurücklassend, in der ihre Augen sich noch eine ganze Weile lang mit erstaunten und unruhigen Blicken fragten, ob sie recht gesehen, oder ob sie alle zusammen das Opfer einer Halluzination gewesen.

„Holla, mein Großer,“ — hub Nello eines Tages freundlich scherzend zu seinem Bruder an — „zum Wetter, nun einmal eine kleine Moralpredigt! . . . Ja, ja, ich weiß es recht gut . . . es hat wieder einmal eines Deiner Kinder gegeben, über das ein De Profundis angestimmt werden muß.“

„Du hast also bemerkt, daß ich etwas gefunden hatte?“
„Nun, wahrhaftig . . . ah, ich bitte Dich, Gianni, Du bist ja durchsichtig wie Glas . . . Du ahnst also gar nicht, wie sich so etwas bei Dir ausnimmt? . . . Nun gut, pass' auf . . . Zuerst zwei bis drei Tage . . . manchmal auch fünf bis sechs . . . an denen Du mir Ja antwortest, wo es Nein heißen mußte, und umgekehrt . . . Gut; ich sage mir also: das Erfindungsfieler hat ihn wieder gepakt . . . Dann machst Du eines Morgens beim Frühstück vergnügte Augen, mit einer Miene, als wolltest Du Dich bei jedem Stück, das Du issest, dafür bedanken, daß es so gut schmeckt . . . und findest eine Zeitlang nichts zu teuer . . . alle Mädchen hübsch . . . und das Wetter schön, wenn's regnet . . . alles das zusammen

mit lauter Jas und Meins, die noch nicht an ihrem richtigen Platz sind. . . . Dieser Zustand hält im allgemeinen zwei bis drei Wochen an. . . . Kurz und gut, plötzlich zeigst Du ein Gesicht wie heut . . . ein Gesicht wie die Sonnenfinsternis . . . und wenn ich Dich so sehe, sage ich zu mir selbst, ohne zu Dir ein Wort zu sagen: die neue Produktion, der er auf der Spur war, ist Todes verblichen!

„Verwünschter kleiner Spötter, der Du bist! . . . Aber weshalb hilfst Du mir nicht ein bißchen . . . indem Du Dir auch Deinerseits Mühe gibst, etwas zu finden, he?“

„Oh, was das anbetrifft: Nein! . . . Alles, was Du erfindest, will ich ausführen, auf die Gefahr hin, mir den Hals zu brechen . . . aber das Erfinden ist Deine Sache . . . darin verlaßte ich mich auf Dich . . . ich kann mich um alles in der Welt nicht dazu verstehen, mir Mühe zu geben . . . außer mit den kleinen Schnurren, die ich in unsere Clownszugen hineinbringe . . . Ich bin ganz zufrieden . . . freue mich, so zu leben, wie wir leben . . . und habe für mein Teil weder Hunger noch Durst auf Unsterblichkeit!“

„Im Grunde genommen hast Du recht . . . und ich bin der Egoist von uns beiden . . . Aber was will ich tun, ich bin nicht Herr über mich! . . . Es ist eine Manie in mir, ein Fieber, etwas zu erfinden, das uns zu berühmten Leuten macht . . . zu Leuten, von denen die Welt spricht, hörst Du wohl?“

„Gut, mag's denn so sein! Aber ich muß Dir gestehen, Gianni, wenn ich noch betete, würde ich alle Morgen und Abend beten, daß das so spät als möglich geschehen möge!“

„Wir wollen sehen! Aber Du wirst einst ebenso stolz darauf sein wie ich.“

„Gewiß, sicherlich werde ich stolz darauf sein . . . aber das ist dann vielleicht dumm von mir . . . und teurer erkaufte, als es wert ist!“

Die beiden Brüder führten ein ruhiges Leben, geordnet, einfach, mäßig, beinahe keusch. Sie hatten keine Maitressen und tranken nur Wein mit Wasser. Ihre größte Zerstreuung war abends eine Promenade auf dem Boulevard, bei der sie an sämtliche Anschlagssäulen, eine nach der anderen, herantraten, um ihre Namen auf den Affichen zu lesen — dann kehrten sie heim und gingen zur Ruhe. Die Ermüdung von ihrer Arbeit im Zirkus und von den Exergitien, die sie alltäglich lange Stunden hindurch zu Hause vornahmen, um ihre Körper stets geschmeidig und in Übung zu erhalten, damit sie für ihre abendliche Arbeit nicht „steif“ würden; die beständige Sorge um ihren Beruf und ihre Laufbahn als gymnastische Künstler, die stete Anspannung ihres Geistes bei dem Erfinden von neuen Einfällen und Szenen für ihr Spiel, hielten die fleischlichen Begierden und die Versuchung zu Exzessen in ihrem einerseits anstrengenden, andererseits doch durch die Körperermüdung und Geistesstätigkeit nicht vollständig ausgefüllten Leben nieder. Sodann erhielt sich in ihnen unangetastet die alte italienische Tradition, deren Ausspruch man vor etwa zwanzig Jahren dem letzten auf italienischem Boden lebenden Athleten in den Mund gelegt hat: daß die Leute ihres Berufes sich einer „priesterlichen Enthaltbarkeit“ unterwerfen müßten, und die Kraft sich in ihrer ganzen Fülle und vollen Anspannungsfähigkeit nur um den Preis der Entsagung von den „Freuden des Bacchus und der Venus“ erhalte: eine Tradition, die in direkter Linie von den Ringkämpfern und Muskelkünstlern des Altertums her stammt.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstaustellungen.

Von Ernst Schur.

Das Verhältnis des Künstlers zur Landschaft entscheidet oft über die Art der Gestaltung. Man wird in Ländern mit großartiger Natur die Liebe zu mächtigen Kontrasten, kraftvollen Farben bei den Künstlern finden. Und die weithingestreckte Ebene erzieht zu schlichten Motiven, die in ihrer Monotonie Größe haben können.

Im „Kunstlerhaus“ stellen Weimarer Künstler kollektiv aus. Die Thüringische Landschaft hat weder Größe noch Kargheit. Sie ist lieblich, idyllisch. Und also konnten die Künstler hier selten über ein anständiges Mittelmaß hinaus. Sie sehen die Natur idyllisch und gehen den Stimmungen ohne Hast nach. Theodor Gagen gibt mit Vorliebe Leder, auf denen das Korn geschichtet liegt, der Himmel breitet sich mit breiter Fläche darüber. Das Unaufhörliche wirkt hypnotisch. Karl Arp ist kräftiger; er packt zu; er hat moderne Technik gesehen; gelbe, wogende Kornfelder

malte er mit kühnem, geschwungenen, breiten Strich, der alles Kleinliche verjährt. A. v. Hofmanns dekorative Arbeiten phantastischer Prägung wirken hier fast süß; matt in den Farben.

Was im ganzen fesselt, das ist die Schlichtheit und Ehrlichkeit der Anschauung, die jedes Kokettieren abweist und der Natur sich unvoreingenommen gegenüberstellt.

Die Kunsthandlung Umler u. Rühardt hat das gesamte graphische Werk Emil Orlichs zur Besichtigung vereinigt. Wenn man die reichhaltige Sammlung durchgegangen ist, hat man die Vorstellung von einem vielseitigen Können, einem regsamem Können. Es zeigt sich eine nervöse Beweglichkeit bei diesem Künstler, der nach neuen, originellen Motiven sieht, der die verschiedensten Anregungen benutzt, der die Techniken variiert. Von den Franzosen, von den Japanern, von den Deutschen hat Orlik gelernt.

In der Lithographie gibt Orlik hauptsächlich Landschaften, Landschaften von zartem Reiz und leichter Erscheinung. Im Holzschnitt wies er breiter, dekorativer. Er kommt hier zu einem strengen Linienstil. Auch die Farbe verwendet er in breiten Flächen. Feiner behandelt er wieder, dem Wesen der Technik entsprechend, die Radierung. Zarte, leichte Linien; nur zuweilen schwarze Farbflecken. Diese geschmackvolle Vereinerung des Fein-linearen und des Malerischen wirkt besonders eigenartig. Eine reichhaltige Sammlung von Buchzeichen (Ex libris) schließt sich an; sie zeigt das bewegliche Können auf ganz kleinem, beschränktem Gebiet. Dann werden wir nach Japan geführt, wo der Künstler sich aufhielt. Szenarien von breitem, fremdartigem Reiz. Besonders fein die beiden Mädchen, deren Gestalten schattenhaft, in weichen Konturen hinter dem Wandschirm erscheinen.

Und so ist denn, wenn man auch zuweilen den energischen Anschluß an die Natur vermisst, der endgültige Eindruck der eines geschmackvollen Talents, das sich mit andauerndem Fleiß zu einem klugen, durchgebildeten Können erzieht.

Die dekorative Malerei ist bei uns nicht sehr zur Entwicklung gekommen. Es gehört dazu eine Großzügigkeit des Empfindens, eine Kraft der Charakteristik und eine resolute Sicherheit im Technischen, die uns abhanden gekommen sind. Einer der wenigen Künstler, die wirklich in großem Sinne dekorativ malen können, ist der Schweizer Hodler, der für die neue Universität in Jena einen Auftrag erhielt, worüber die Patrioten in Aufregung gerieten. Wir behelfen uns statt dessen mit dem Gegenständlichen, mit den üblichen Emblemen, mit Mythologie und Verherrlichung und Pose, indem wir die Barock- und die Kolopose aus den früheren dekorativen Stilen übernehmen.

Den Tiefstand auf diesem Gebiet zeigt eine Ausstellung im Lichthof des Kunstgewerbemuseums, die dekorative Malereien von Prof. Max Koch bringt. Da sehen wir die üblichen Deckenmalereien, wie wir sie aus Palästen und Theatern zur Genüge kennen. Blauer Himmel; ansprengende, weiße Roffe; auf einer Quadriga ein römischer oder griechischer Jüngling; Wollen auf allen Seiten, in denen Putten und Jungfrauen schweben. Theatermalerei. Es soll nicht bestritten werden, daß die technische Leistung, die Arbeit vielleicht tüchtig ist. Das Schlimme ist das gänzlich Unpersönliche, das aus einer Kunstübung eine Schablonenfertigkeit macht.

Dann sehen wir die üblichen Frieze mit Girlandenwerk und Putten. Ein andermal kommt der Künstler uns germanisch und zeigt uns Germanensagen. Stürzende Eber, mit Fellen belledete Männer, die wild blicken, und trostige Weiber. Die Landschaft vorfindlich wild. Das alles soll ernsthafte Kunst sein. Kunst des 20. Jahrhunderts. Noch dazu Kunst der Offenlichkeit, die jeder sehen soll. Nirgends ein direkter Anschluß an die Natur. Motive, die einem Vorlagenschatz entnommen zu sein scheinen. Weder in der Linie Charakter, noch in der Farbe Frische und Eigenart. Was sind uns Germanen und Römer und Griechen?! Selbst so interessante Vorwürfe, wie die dekorativen Bilder für das Lübecker Rathaus, wo die einzelnen Stände zur Darstellung kommen, wo also pulsierendes Leben geboten ist, entbehren jeder Frische. Nein, die alte Stildecorationskunst ist untergegangen und wir müssen uns unsere Dekorationskunst erst erobern.

Die Trübner-Ausstellung, die der Kunstsalon Gurlitt bringt, zeigt in imponierender Weise das Werk eines Malers, der in der sinnlichen Darstellung der Farbe aufgeht. Er erreicht eine Tonschönheit, die wie selbstverständlich sich einstellt. Er wird kein Opfer der Natur, die leicht den Künstler durch ein Jubel verwirrt. Ruhig und sicher geht er seinen Weg. Sein Strich hat etwas ganz Persönliches, eine rücksichtslose Bravour. Man denkt an Franz Hals, der seine Bilder mit so lebhaftem Temperament herunterstrich. In diesem Umkreis ist Trübner geblieben und hat selten sich durch das Treiben der Anderen ablenken lassen. Am höchsten stehen seine Porträts. Von grauem Grunde heben sich die Köpfe meist ab, und immer ist es irgendeine Schönheit in der farbigen Anordnung, die sofort das Auge auf sich zieht, ohne doch sich vorgedrängen. Die hellen Töne des Gesichtes, das Schwarz des Haars, das Braun einer Pelzkappe, das matte Leuchten eines Säders. Nur wenig Farben im ganzen, doch darin ist der konzentrierte Ausdruck des Malerischen einer Erscheinung gegeben. Eine Breite und Ruhe des Vortrags, die an Leibl erinnert, eine Schönheit der Töne, die von den alten Meistern herkommt.

Dann kommt eine Zeit, wo Trübner, durch den Erfolg der Gemäldemaler verführt, historische und mythologische Bilder malt: die „Amazonen Schlacht“, den „Kampf der Centauren“. Hier kommt Trübner zu einer reicheren Palette; die Bewegungen sind temperamentvoll gegeben; jedoch gerade das Beste, die Farben- und Ton Schönheit, ist verloren gegangen. Aus dieser Unklarheit befreit sich der Künstler durch ein energisches Studium vor der Natur. Eine ganze Reihe von Landschaften, die nun folgen, erläutern diesen Weg. Allmählich findet er sich von der Freilichtmalerei, der er zuerst folgt, in der er helle Farben bevorzugt, zu der Schönheit seiner alten Töne zurück. Er schildert mit diesen alten Mitteln die Daghänomene in überzeugender Weise. Er hat den alten, breiten Strich wieder; er wählt wieder aus unter all den vielen Farben, die die Natur bietet. Weiß bleibt er bei einem stumpfen Grün, das in Hülle wuchert, und einem matten Grau, und nur zuweilen ist noch ein Braun, ein Gelb eingefügt.

Nachdem der Künstler sich so wiedergefunden hatte, — er war mittlerweile ein fünfziger geworden — bildete er ein spezielles Gebiet aus. Er wandte sich Pferde- und Reiterbildnissen ausschließlich zu und brachte es darin im Technischen zu einer verblüffenden Meisterschaft, wenn auch das Psychologische zurücktrat. Mit einer Stravou ohne gleichen setzte er solche Erscheinungen hin; jeder Strich sah. Er erreichte damit eine Monumentalität im Malerischen und diese mit breitem Pinsel wie hingehauenen Bildnisse bedeuten den letzten Triumph seiner Arbeit.

Kleines feuilleton.

Guy de Maupassant über die herrschenden Klassen. In den nächsten Tagen wird eine neue französische Gesamtausgabe der Werke Maupassants erscheinen, die u. a. die noch ungedruckte Vorrede des Dichters mit Plaudert enthalten wird. Die „Humanité“ gibt daraus einen vom 10. Dezember 1877 datierten Brief wieder. Maupassant, der damals im Marineministerium angestellt war, schrieb: „Schon lange, mein verehrter Meister, will ich Ihnen schreiben, aber die Politik hat mich daran gehindert. Sie hindert mich, auszugehen, zu arbeiten, zu denken, zu schreiben. Ich bin wie die Gleichgültigen, die am leidenschaftlichsten, wie die Friedlichen, die Wilde werden. Ich lache nicht mehr und bin in richtige Wut geraten. Die Aufregung, die die niederträchtigen Mäander dieser Glenden hervorrufen, ist so intensiv, heftig, unaufhörlich, daß sie einen verfolgt wie Müdenzische. . . Es sieht wohl aus, als ob ich Phrasen machte — nun, um so schlimmer. Ich fordere die Abschaffung der herrschenden Klassen, dieses Hauses stumpfsinniger Herrlein, die in den Untertöden der frommen und albernen Diene, die man die „gute Gesellschaft“ nennt, herumtänzen. Ja, ich finde jetzt, daß 1793 sanftmütig, daß die Septembermörder mild waren. Marat war ein Lamm, Danton ein weißes Kaninchen und Robespierre ein Turkeltauber. Da die alten herrschenden Klassen heute ebenso unintelligent sind wie damals, ebenso unfähig zum Regieren, ebenso feil, betrügerisch und lästig, muß man sie heute niederzuschlagen wie damals und die idiotischen schönen Herren mit samt den schönen vornehmen Dienern ersäufen. O, Ihr Radikalen, obwohl Ihr oft hirnlos genug seid, befreit uns von den Kettern und von den Militärs, die im Kopf nur einen ewigen Refrain und Weihwasser haben.“ — Natürlich muß man einen Literaten, der einmal einen solchen Wutanfall bekommt, noch für keinen Revolutionär halten. Aber wenn man sieht, daß nicht einmal ein so unpolitischer Mensch wie Maupassant, von umstürzlerischen Anfällen frei war, so erkennt man, daß man niemand trauen darf, der die Feder führt.

Literarisches.

„Gegen den Schund“ versucht der „Buchverlag des Deutschen Hauses“ (Wilhelm Wagner, Berlin) durch ein in seiner Art zeitgemäßes Bibliotheksunternehmen anzukämpfen. Inwieweit dieser Kampf seine Berechtigung hat, das lehrt die mehr und mehr um sich greifende Pest der Hintertreppen-Romane. Eine zweite Frage ist: ob die Bestrebungen des Verlags unterstützt werden können. Als Herausgeber dieser Hausbibliothek zeichnet Rudolf Presber. Presber hat sich als liebenswürdiger Poet und flotter Plauderer ein gewisses Renommee verschafft. Wird er bei der Auswahl der zu bietenden Lektüre einen ästhetischen Standpunkt einnehmen? Soll dem besseren, oder soll dem vulgären Lesebedürfnis und Geschmack gedient werden? Steht der Herausgeber dafür, daß weder dem Byzantinismus, noch der Muckerei und Hüftnerheit Vorschub geleistet wird? Sollen wirkliche volksbildnerische Tendenzen obwalten? Alles dies sind Fragen, die wohl gestellt werden dürfen und müssen. Daraufhin wollen wir uns einmal das Programm der vorerst in Aussicht genommenen Schriften ansehen. Es gewährt volle Veruhigung; denn die besten Namen der Weltliteratur sind vertreten. Vorwiegendweise ältere, deren Werke längst honorarfrei nachgedruckt und verbreitet werden können. Wir begegnen da folgenden Auslandsautoren: Balzac (Die Frau von dreißig Jahren), Björnson (Synnöde Solbakken), Dickens (Weihnachtsgeschichten und Klein Dorit), Maupassant (Novellen), Merimé (Carmen), Murrer ((Poëme), Petöfi (Vorgeschichten), Poe (Der Mord in der Rue Morgue), Pusj-

kin (Pique Dame), Thackeray (Der Diamant), Tolstoi (Die Kosaken), sowie Sammelbänden holländischer, italienischer und spanischer Romellen. Deutscherseits interessieren: mehrere Bände Deutschen Humors, wobei natürlich erst abzuwarten wäre, was für Humor und welche Humoristen dargeboten werden. Zweckmäßig ist die Einbeziehung der besten Humoristen von vornherein; nur dürfen auch die Satiriker nicht vergessen werden! Neben Goethe (Die Leiden des jungen Werther), Ludwig (Zwischen Himmel und Erde), J. Scholke (Hans Dampf, kleine Ursachen), Gebrüder Grimm (Märchen), Jean Paul (Dr. Rabenbergs Vademecum), Eichendorff (Aus dem Leben eines Taugenichts), G. A. L. Hoffmann (Eliziere des Teufels und Klein Zaches), Achim v. Arnim (Der Kronenwächter), Justinus Kerner (Seherin von Prevorst), Gerstäcker (Flukpiraten), Holthe (Die Vagabunden), Heinrich König (Die Klüßchen von Rain), sind auch einige neuere Schriftsteller berücksichtigt. In Anbetracht dessen, daß die Auslese aus älteren Autoren meistens nur Werke bietet, die auch in allen Groschenbibliotheken zu haben sind, wäre das Hauptgewicht auf gute, aber wenig beachtete Romanschriftsteller der Gegenwart zu legen. Der erste Anlauf ist mit Teilmann, Max Krehler (Die Spinn in Trauer), Hans Hauptmann (Auf tönernen Füßen), Karl Grunert (Der Marspion) und Friedrich Spielhagen (Deutsche Pioniere) gemacht worden; aber das ist noch sehr dürftig. Es müßten da namentlich solche Werke der erzählenden Dichtung herangezogen werden, die im Laufe der letzten dreißig Jahre entstanden, jedoch — trotz ihres künstlerischen Gehaltes — in der Flut der Unterhaltungsliteratur versunken sind. Dabei ist natürlich Süddeutschland, Oesterreich, Tirol und die Schweiz einerseits, Niederdeutschland andererseits nicht zu vergessen. Die ersten Bände des Unternehmens liegen uns bereits vor. Jedes Werk ist mit geschmackvollen Illustrationen von tüchtigen modernen Künstlern geschmückt. Entsprechend ihrem gediegenen Gehalt präsentieren sich die Bücher in geradeswegs musterergültiger Ausstattung: holzfreies Papier, großer klarer Druck, dem Auge willkommen, und sehr geschmackvoller moderner Leinwandband. Was jedoch bei dem allem der höchste Vorzug ist: Jeder (illustrierte) Band, in Großformat mehr als 300 Seiten umfassend, kostet nur 75 Pf., Uebrigens Vorzüge weisen allerdings auch die Bücher der Hamburger Dichter-Gedächtnis-Stiftung auf. Jedenfalls schlägt das neue Berliner Verlagsunternehmen jede Konkurrenz. Einige Beispiele mögen das klar machen: Kerners „Seherin“ und Gerstäckers „Flukpiraten“ kosten bei Reclam (Universalsbibliothek) gebunden je 1.50 M., hier je 75 Pf.; Dickens „Klein Dorit“ sogar 2.50 M., hier bei zwei Bänden nur 1.50 M. Dabei hat der Leser bei Reclamschen Ausgaben mit nicht illustrierten Büchern in dem bekannten für die Augen nicht sehr angenehmen Drucke vorlieb zu nehmen. Diese wenigen Gegenüberstellungen mögen einstweilen genügen, um die Vorzüge der „Bücher des Deutschen Hauses“ ins rechte Licht zu rücken.

Geographisches.

Nicht Hofens „Tagebücher aus China“. Der bedeutendste deutsche Geograph aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Ferdinand v. Nicht Hofen, ist durch ein umfassendes, ungemein reiches und anregendes Werk über das unermeßliche China, das er in langjährigen Reisen wissenschaftlich erschloß, in Forscherkreisen des In- und Auslandes eine anerkannte Autorität geworden. Aber vollständig konnte er damit nicht werden. Er hatte zwar selbst den Plan auszuführen begonnen, eine populäre Schilderung seiner Reiseerlebnisse zu geben, war aber damit nicht fertig geworden. Dr. Tiefen hat aber jetzt aus dem Nachlaß Nicht Hofens eine solche vollständige Darstellung herausgegeben, die sich auf Nicht Hofens sehr sorgfältige und interessante Tagebücher stützt. Der Herausgeber schreibt darüber: „An Büchern über China hat es im letzten Jahrzehnt eine Hochflut gegeben, aber es muß wohl heute noch gesagt werden, daß nach Nicht Hofen niemand ähnliche Reisen in China gemacht hat. War schon die Ausdehnung seiner Reisen eine ungewöhnlich große, so erhalten sie ihre besondere Bedeutung durch die hervorragende Persönlichkeit, durch den tief eindringenden und stets eine Vielheit von Erscheinungen umfassenden Forscherblick. Diese Merkmale prägen sich in den Tagebüchern aus, indem die mannigfaltigsten Interessen, die mit einem so merkwürdigen Land und Volk verknüpft sind, darin zum Ausdruck kommen. Der Naturforscher findet plastische Schilderungen der Landschaft, Beobachtungen über Tier- und Pflanzenwelt, weit-ausblickende Gedanken über die Entwicklung der Gebirge und andere Bodenformen — Schöpfungen des Nicht Hofenschen Geistes, die zum Teil eine große Bedeutung für die Entwicklung der Erdkunde gehabt haben und in diesen Tagebüchern in ihrer ersten Form bei ihrer ursprünglichen Konzeption auftreten. Neuberst wichtig werden ferner die zahlreichen Aufklärungen über den Charakter, die Lebensweise, die Industrie, die Handelsbetätigung usw. der Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen von China sein, von denen Nicht Hofen alle bis auf drei bereist hat.“

Der Inhalt dieser Tagebücher läßt sich in solchen Andeutungen nicht erschöpfen. Ihr persönlicher und biographischer Wert wird noch dadurch besonders erhöht, daß ihnen als Ergänzung einzelne Familienbriefe eingeflochten sind, in denen der so lange von der Heimat Getrennte zusammenfassende Berichte über seine Erlebnisse, Stimmungen und Sorgen nach Hause sandte. Und einer löblichen Schmeide haben diese Tagebücher durch die Aufnahme von Zeichnungen erhalten, die Nicht Hofen während der Reise von Landschaften, Volkszügen usw. entworfen hat und die eine geradezu

Künstlerische Führung des Stiftes verraten. So stehen diese Bücher, seit deren Niederschrift einige Jahrzehnte vergangen sind, noch für lange hinaus über der Zeit und sind nur in wenigen Teilen historisch geworden, und auch diese haben dadurch nicht verloren.

Gandwirtschaft.

Blumenpflege im Dezember. Bei seiner letzten Anwesenheit im Gemüsegarten hat Priehle die Wahrnehmung gemacht, daß die im August auf wassergefüllte Gläser gesetzten Spazintenzwiebeln, die er vorläufig, meinem Räte entsprechend, da unten untergebracht hatte, zum größten Teil reichliche Wurzeln und einen kräftigen Gipfeltrieb gebildet haben. Einige wenige sind ausgeblieben, von diesen waren etliche faul und wertlos geworden. Bei den anderen hat Priehle den Wurzelboden mit einem spatenförmig zugeschnittenen, weichen Holzkegel gereinigt, ihn danach gründlich mit zerstoßener Holzkohle eingerieben und nun die so präparierten Zwiebeln nachträglich in Töpfe gepflanzt. Durch dieses Verfahren kann manche Zwiebel, die sich zum Treiben auf Wasser nicht eignet, noch gerettet werden, da sie eingepflanzt bald wurzeln und schließlich noch zur Blüte gelangen. Die Gläser mit den gut entwickelten Zwiebeln werden nun zwischen Doppelfenster oder auf das Fenstergestänge einer kühleren Nebensube gestellt. Ab und zu füllt man, ohne die Zwiebel zu benässen, etwas frisches Wasser nach, so daß der Wasserstand im Glase ein ziemlich gleichmäßiger bleibt. Während die auf Gläsern sitzenden Spazintenzwiebeln sich ganz allmählich entwickeln müssen und gewöhnlich erst im Februar und März blühen, können in Töpfen stehende Zwiebeln früher Sorten jetzt am Fenster der warmen Stube, bei regelmäßiger Bewässerung mit angewärmtem Wasser, getrieben werden. Man hat dann die Freude, die frühesten Sorten schon zu Weihnachts- und Neujahr in vollem Flor zu haben.

Zwischen den Doppelfenstern blüht jetzt auch die chinesische Schlüsselblume, unsere härteste und dankbarste Winterblume, die gelegentlich auch geringem Frost standzuhalten vermag. Wo andere empfindlichere Blumen gepflegt werden, da muß man sie vor starken Temperaturschwankungen und, namentlich bei Frostwetter, vor den Einwirkungen der kalten Außenluft schützen, da anderenfalls oft ein rasches Absterben zu beklagen ist. Frau Priehle hat schon lange herausgefunden, daß gelegentlich des großen Meinesmachens ihre zarteren Lieblinge beiseite gestellt werden müssen und erst späterhin, wenn die Stube entsprechend erwärmt, an den gewohnten Platz zurückgestellt werden dürfen. Sie hat aber auch erkannt, daß sich der Staub nicht nur auf Bildern, Schränken und anderen Möbelstücken, sondern auch auf den Blättern der wintergrünen Blattpflanzen festsetzt. Ich habe ihr gesagt, daß die mehr oder weniger dicke Staubschicht, die namentlich flach ausgebreitete Blätter häufig bedeckt, der Pflanze, die durch mikroskopisch feine Poren ihres Laubwerks atmet, das Leben erschwert. Sie unterzieht nun diese Blätter allwöchentlich einer sogenannten großen Wäsche. Dazu verwendet sie ein altes Schwämmchen, in dessen Ermangelung ein Wattebäddchen, und lauwarmes Wasser. Bei Pflanzen mit rinnenförmigen Blättern, wie bei Dattelpalmen, tut auch eine abgelegte Zahnbürste zur Entfernung des Schmutzes aus den Nischen am Grunde der Blattfiederchen gute Dienste. Nicht immer ist es aber Staub allein, der die Zimmerpflanze bedrückt und beschädigt, mitunter siedeln sich auch Blatt- und Schildläuse, vorzugsweise auf der Rückseite der Blätter aber noch andere winzige, mit bloßem Auge kaum sichtbare Schädlinge an, die dem Gärtner als Thrips und rote Spinnen bekannt sind. Gegen diese infame Gesellschaft ist mit reinem Wasser nicht auszurücken; ihr rückt man mit Seifenwasser auf den Hals, zu dessen Herstellung die in allen Wirtschaften gebräuchliche grüne oder Sämterseife verwendet wird. Von dieser Seife gibt man soviel in das Wasser, daß es tief milchweiß gefärbt ist. Am folgenden Tage werden die mit Seifenwasser behandelten Blattgewächse mit reinem Wasser abgespült, wobei sie schräg zu halten sind, damit die abgepülte Brühe nicht in den Topf läuft, was Wurzelschädigung zur Folge hätte.

Technisches.

Boote aus Eisenbeton ist die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete des Eisenbetonbaues. Die Versuche, derartige Schiffsgesäße zu bauen, reichen schon 10 Jahre zurück, namentlich die Firma E. Gabellini in Rom hat sich damit abgegeben und seitdem eine ganze Reihe von Eisenbetonschwimmgeschäften verschiedenster Art für die mannigfachen Zwecke hergestellt. Die Spanten werden aus Eisenbeton gefertigt. Ueber diese sind innen und außen Betonhäute mit Drahtnezeinlagen gelegt, so daß sich zwischen beiden Säuten mit Luft angefüllte wasserdichte Hohlräume befinden. Um eine äußerlich glatte Oberfläche zu erzielen, wird ein Ueberzug von Zement aufgetragen. Die zuletzt gebauten Boote dieser Art haben eine Tragfähigkeit von 100 bis 150 Tonnen (s. 1000 Kilogramm). Man sagt diesen Schiffskörpern billige und schnelle Herstellung, geringe Unterhaltungskosten, gute Schwimmsfähigkeit, hohen Widerstand bei einseitig wirkenden Kräften nach. Gegenüber den Holzbooten wird sodann ferner noch ihre Feuerfestigkeit gerühmt. Nach den Eigenschaften des Eisenbetons ist es tatsächlich wahrscheinlich, daß man mit Vorteil dieses Material zur Herstellung kleinerer Schiffskörper wird benutzen können.

Gumoriſtiſches.

Gumoriſches Auslandes.

— **Prompte Antwort.** Richter: „Was brachte Sie hierher?“ — Angeklagter: „Zwei Polizisten.“ — Richter: „Betrunknen, nicht wahr?“ — Angeklagter: „Ja, alle beide.“ („Bild me up.“)

— Einem Detektiv war eine anonyme Brief-Angelegenheit übertragen worden. Der Empfänger des Briefes sagte zu ihm: „Das Ding bestand nur aus einer kurzen Seite, und doch waren 11 Worte verkehrt geschrieben.“ — „Dann“, entgegnete der Detektiv prompt, „war der Verbrecher entweder eine Maschinenschreiberin oder ein Schilbermaler. Haben Sie wohl ein Adreßbuch zur Hand?“ — („The Argonaut.“)

— **Sig:** „Sie sagten, Ihre Flinte würde neunhundert Meter weit schießen.“ — **Dix:** „Ich weiß.“ — **Sig:** „Der Stempel besagt aber, daß sie nur vierhundertfünfzig Meter schießt.“ — **Dix:** „Ich weiß; aber sie hat zwei Läufe.“ („Illustrated Wis.“)

Notizen.

— **Vorträge.** Wilhelm Bölsche wird noch zwei Vorträge in der Singakademie über die „Abstammung des Menschen“ halten. Sonnabend, 7. Dezember: „Die Abstammung vom Affen“, Sonntag, 8. Dezember: „Abstammungslehre und religiöses Empfinden“. Karten bei Bertheim, Vöte u. Bod und Amelang.

— Die Neue freie Volksbühne bringt diesen Sonntag, nachmittags 3 Uhr, im Schiller-Theater Charlottenburg, Calderons Schauspiel „Der Richter von Zalamea“ zur Aufführung.

— Johannes Trojan, der Hausdichter des „Bladderabatsch“, wurde nachträglich wegen Erreichung des 70. Lebensjahres zum Professor ernannt. Ob das hohe Alter oder die Fest- und Kinderdichtungen oder die Rotelweinlaune Trojans oder die Reaktionsart des unter ihm total degenerierten ehemaligen Wigblattes daran Schuld ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Ein politisches Wigblatt, dessen Leiter königlich preussischer Professor wird — das ist wirklich ein Wig. Der Wlad übertrifft in seinen Folgen allmählich die höchsten Erwartungen.

— Nathanael Sichel, einer der vor Zeiten sehr bekannten, geschätzten und dann mit Erfolg bekämpften Sächlichkeitsmaler ist beinahe 65 Jahre alt in Berlin gestorben. Seine Spezialität waren die sog. orientalischen Schönheiten, ewige Wiederholungen desselben glatten und unwirklichen Typus. Daß diese Sachen solange gefielen und in den illustrierten Familienblättern noch immer reproduziert werden, zeigt den Tiefstand der deutschen bürgerlichen Kultur.

— **Familienleben im Hotel.** In New York gibt es über 300 Hotels erster Klasse, von denen 140 als „große“ Hotels bezeichnet werden. Acht der letzteren, die in den letzten fünf bis sieben Jahren gebaut worden sind, kosten zusammen 50 Millionen Dollar. Das neueste ist das Plaza-Hotel an 5. Avenue und 59. Straße; es kostet allein 12 500 000 Dollar. — Das Familienleben in Hotels findet immer mehr Anklang in den oberen Klassen. Im „Sozial Register“ wurden im November 9000 Familien verzeichnet, die dauernd in New Yorker Hotels leben. Das heißt, daß 41 Proz. der wohlhabendsten, der reichsten Familien das Hotel der eigenen Häuslichkeit vorziehen. Das Leben in diesen Hotels ist sehr teuer, aber man findet dort alle modernen Bequemlichkeiten, den Wünschen der Gäste wird in jeder Beziehung Rechnung getragen und die Diensthofenfrage ist für Madame gelöst.

— **Ueber den grünen Klee loben.** Woher kommt wohl diese seltsame Redensart, die wenn auch nicht gerade zu den alltäglichen, so doch zu den immer wieder einmal vorkommenden gehört? Nach dem Grimmschen Wörterbuche ist der Vergleich „grün wie Klee, grüner als Klee“ im Mittelhochdeutschen bereits sehr beliebt, wie denn früh schon der mit Kleeblumen bunt gezierte Rasen vom Volke und von den Dichtern kurz Klee (der grüne Klee) genannt wurde. Picander (Henrici) fingt noch 1782:

Wie man in fetter Frühlingeweide
Auf Klee und Auen lustig geht;

und Hof 1825:

Notwändig, leichtgelleidet sah
Sie neben mir auf Klee und Gras.

Viel mehr Ansehen hatte der Klee überhaupt früher, als er heute hat; ein mittelalterlicher Dichter nennt seine Geliebte „meines Herzens Klee“, und ein anderer erklärt, daß er die „Guld“ der Liebsten im Winter selbst „für (= als) Laub und Klee nehmen“ würde, also als das Höchste, was der Sommer bieten kann. In den von Uhland herausgegebenen Volksliedern ist sehr oft vom „Weiß (Weiglein) und grünen Klee“ die Rede, die ein später Schnee erfrühen macht oder die das Mädchen pflücken will; und in des Knaben Wunderhorn heißt es einmal:

Ich grüße sie durch grasgrünen Klee,
Nach ihr tut mir mein Herz so weh.

Wenn der „grüne Klee“ also im Volksliede so beliebt ist, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß eine Redensart entstand, die besagen will: noch mehr loben als die Dichter den grünen Klee preisen, d. h. über alle Maßen.